den, dem zwei Mann erlagen, der dritte starb an seiner Verwundung. Nun wurde das Boot gekapert und unser Gastfreund bot es uns zum Uebersetzen an. Es sei das, bemerkte Redner, zwar eine ganz eigenthümliche Art, aber vielleicht nöthig, um sich Gehorsam zu verschaffen. Herr Dr. Pogge ging nun zurück. Er ist bis jetzt noch nicht an die Küste gekommen, aber es ist kein Grund zu Befürchtungen vorhanden. Wißmann glaubt, daß andere Verhältnisse ihn zurück gehalten haben. Er selbst (Wißmann) entschloß sich nun, allein vorzugehen mit 20 Sklaven und 10 Gewehren. Die ersteren entlieh er sich von dem Araber. Dieselben waren eine ganz unbändige Bande, und plünderten jeden, der ihnen begegnete, aus. In Kasongo, einer arabischen Niederlassung, lieferten sie sogar anderen Sklaven ein Gefecht, so daß er sich sagen mußte, mit diesen Leuten habe er keine Aussicht, an den Tanganika zu kommen. Er sandte deshalb einen Boten an den Eigenthümer der Sklaven mit einem Briefe, worin er ihm den Sachverhalt mittheilte. Dieser ließ ihm sagen, er schenke ihm die Leute, er könne mit ihnen machen, was er wolle. Den Leuten wurde der Wechsel der Verhältnisse mitgetheilt, und nachdem ihnen einige Mal energisch gedroht worden war, zeigten sie sich gefügig. Man gelangte so nach dem Tanganika und Wißmann war gleichwohl so glücklich, die Sklaven ihrem früheren Eigenthümer vollständig zurück senden zu können.

Von da ging es zu dem bekannten Mirambo. Wißmann mußte sich oft mit seinem Gewehre den Weg bahnen. Man gelangte zu dem ersten Hirtenvolke, das Tausende von Menschen und Hunderte von Gewehren besitzt und vor denen man nicht sicher war. Der Araber Tibbu Tib, der oft mit Stanley gereist war, hatte namentlich vor einigen Monaten das Gebiet derselben verwüstet und sie glaubten nun, das entgelten zu können. Hinterhalte wurden gelegt und dicht vor den Augen der Reisenden das Weib eines Trägers geraubt. Fast täglich hatte Wißmann Unannehmlichkeiten. Zogen sie durch Dörfer, so wurden sie ausgehöhnt und die Zahl ihrer Gewehre gezählt und höhnend ihnen dieselbe zugerufen. Eines Mittags schlief er in seinem Zelte; als er erwachte, hörte er ein furchtbares Gebrülle und das Zelt stürzte über ihm zusammen. Er trat heraus und sah 50 bis 60 betrunkene Wahha mit Pfeilen und gespannten Bogen, die ihn umzingelt hielten; hätte er geschossen, so wäre er im nächsten Momente mit Pfeilen gespickt gewesen; es gelang ihm, sich dadurch zu retten, daß er die Freundschaft des Königs Mirambo vorschützte, der sie verantwortlich machen würde für das, das sie ihm thäten. Mirambo ist der Schreck des Landes, das er erst kurz vorher erobert und verwüstet hatte, in Folge dessen schweben sie in großer Angst vor ihm. Dieser Kniff gelang. Am Abende vorher verlangten sie noch als Bezahlung für freie Passage 400 Ellen; heute gaben sie sich mit 8 zufrieden.

Mirambo wurde als der Schrecken Ostafrikas bezeichnet. Man erzählt sich, er sei der Träger eines Arabers gewesen und von diesem, weil er geschlagen worden, entflohen, habe eine Räuberbande gebildet und angefangen, die Karawanen zu plündern. Heute ist er der König eines großen Königreichs, er erobert jährlich neue Territorien hinzu. Stanley focht bei seinem Besuche Ostafrikas auch gegen Mirambo, mußte sich jedoch vor ihm zurückziehen; gleich darauf zerstörte dieser auch die arabische Niederlassung Tabora. Mirambo wird von dem Redner als ein ruhiger, stiller Mann geschildert, der Alles hört und überlegt, ehe er antwortet; ein großer hagerer Mann, an welchem nichts anderes als eine große Zornader auf der Stirne auffällt. Mirambo empfing Wißmann sehr liebenswürdig, er gab ihm zwei Flaschen Sekt und zwei Schlachtochsen. Den Champagner mochte er wohl bei einer seiner Razzias erobert haben. Seine Leute hatten nämlich früher auch eine europäische Karavane geplündert, bei welchem Anlasse zwei belgische Reisende ihren Tod fanden. Mirambo hat sich inzwischen geändert. Er hatte von dem Kaiser von Deutschland und den Siegen Deutschlands gehört, er glaubte nun, da er unsere Verhältnisse nach den seinigen sich zurecht legte, der Kaiser wäre auch ein solcher Fürst wie er, der nach allen Seiten hin sich ausdehne.

In Folge dessen sagte er dem Reisenden, er möchte seinen tiefsten Salem dem Kaiser melden und ihm zu wissen thun, er möchte ihm eine solche Büchse schenken, wie Wißmann eine besäße. Wißmann gelangte nun nach Tabora, wo eine französische Missionsstation sich befindet und wo er freundliche Aufnahme fand und mit vier Reisenden, darunter Herr Dr. Kayser, der inzwischen verstorben ist, zusammentraf. Im Anschluß an den Araber Tibbu Tib gelangte er nach der englischen Mission, wo er nächtlicher Weile einen Löwen anschoß und nahm hierauf seinen Weg nördlich nach der Küste. Es sei der schönste Tag in diesen zwei Jahren, die er zur Durchkreuzung des äquatorialen Afrikas bedurfte, gewesen, als er von dem Gebirge herabsteigend zum ersten Mal den indischen Ocean sah. In Zanzibar wurde er in der liebenswürdigsten Weise von einem deutschen Hause aufgenommen.

Offenherzig.

Fräulein: „Aber sage mir nur, chere Amelie, warum hast Du denn Deinen Mann nicht schon vor zehn Jahren genommen?"

Frau: „Damals, meine Liebe, war er mir zu alt!"

Aus einem Sensations-Roman.

Thränen zitterten im Auge Amanda's; sie küßte das Portrait ihres geliebten Theodor und rief mit vorwurfsvollem Tone: Fortsetzung folgt.

Die Empfindliche.

„Ach, bitte, Leonie, richte es so ein, daß ich bei Tisch nicht neben dem Schiffskapitän zu sitzen komme, ich werde sonst seekrank — wenn ich neben einem Marine-Offizier sitze."

Der gefährliche Brief.

Humoreske von Dr. Oskar Blumenthal.

„Weißt Du das Allerneueste, liebe Paula?"

„Nun?"

„Es war ein ausgezeichneter Einfall von uns, daß wir uns vor vierzehn Tagen geheirathet haben!"

„Du guter Mann!"

„Du süßes Weibchen!"

Kuß—Umarmung—Tableau....

In diesem Geleis bewegten sich nun schon seit zwei Wochen alle Unterhaltungen, die der Oberlehrer Emil Gericke mit seiner jungen Frau führte. Die beiden Glücklichen ergänzten sich, wie Ton und Echo, wie Glanz und Abglanz. Da gab es ein einziges ununterbrochenes Turteltauben-Gezwitscher—ein ruheloses Duett der Liebe und Zärtlichkeit, dessen Kehrreim nicht den mindesten Anspruch auf Geist und Originalität machen konnte, aber für die Liebenden eine ganze Welt von Freuden einschloß:

„Du guter Mann!"

„Du süßes Weibchen!"

Unsere Neuvermählten würden gar nicht begriffen haben, daß man überhaupt etwas Geistreicheres und Gehaltvolleres sagen kann. Und doch war es so leicht! Wie schön hätte Emil sein Herz mit einem tiefen See und Paula's Augen mit zwei strahlenden Sternen vergleichen — wie passend hätte er etwas von einem wolkenlosen düftehauchenden Sommertag reden können, oder von Rosenknospen und Morgenthau, von Himmelsbläue und Sonnenglanz, von Paradieswonnen und Engelsseligkeit. Aber alle diese nothwendigen Ingredienzen für ein lyrisches Gedicht würde ein Lauscher in den Gesprächen der Beiden vermißt haben. Hier wurde kein Heer von schönen Gleichnissen mobil gemacht, hier wurden keine kostbaren Redeblumen aus den poetischen Gewächshäusern entliehen — hier war nur die einfache schmucklose Ursprache des Glückes vernehmbar, und wenn Emil seine Paula in den Himmel heben wollte, so nannte er sie nicht nach Dichterart „mein Mäuschen!" — ach, wer kennt nicht all' diese beglückenden Albernheiten aus dem Lexikon der Zärtlichkeit!

Und doch — wer weiß, ob er so zärtlich gewesen wäre, wenn er geahnt hätte, daß Paula bereits ein Geheimniß vor ihm hatte. Erst vierzehn Tage verheirathet und schon ein Geheimniß! Kann es denn kein Eden ohne Schlange geben? — Ach, die Weiber!.... Aber das Geheimniß drückte auch felsenschwer auf Paula's Gewissen, denn sie besaß gar nicht die Fähigkeit, Geheimnisse zu haben, und Leute, denen diese Fähigkeit mangelt, fühlen sich in jedem Augenblicke wie Delinquenten errathen und durchschaut. Sie hören aus dem harmlosesten Wort eine beängstigende Anspielung heraus, sie haben ein Gefühl, wie etwa ein Mensch, der einen zu engen Papierkragen trägt, und in jedem Moment befürchten muß, daß er in der Mitte durchreißt. Eine Empfindung verläßt sie nicht, die der Gespensterfurcht ähnlich ist — sie stehen unter der unausgesetzten polizeilichen Ueberwachung ihres schlechten Gewissens.

So ging es Paula, und darum hatte sie auch beschlossen, so rasch wie möglich dem peinlichen Hangen und Bangen ein Ende zu machen, und zu diesem Zweck hatte sie gestern ihrem Cousin — er hieß Adolf Altenberg — geschrieben, er möge heute zwischen zehn und elf Uhr, wo ihr Gatte auf dem Gymnasium unterrichte, „die Briefe zurückbringen". Bevor die Briefe nicht in ihren Händen wären, hätte sie keinen ruhigen Augenblick; sie müßte die Briefe eigenhändig verbrannt haben, wenn sie wieder einen freien erlösenden Athemzug thun wollte....

Wie oft mag schon ein solches Schreiben von vierzehntägigen Ehefrauen an einen entfernten Cousin gerichtet worden sein! Doch Paula's Gatte hatte zum Glück keine Ahnung davon und erging sich auch heute beim Morgenkaffee wieder in Aeußerungen seines tiefsinnigsten Behagens.

„Ist es denn überhaupt menschenmöglich," frug er, „daß sich Eheleute zanken können?"....

„Ach — doch!" seufzte Paula beklommen.

„Gelesen habe ich's allerdings auch, aber ich halte solche Geschichtchen für sagenhafte Ueberlieferungen. Wie wäre es denn nur denkbar, daß ich Dich je durch ein hartes Wort, einen zornigen Blick verletzte?"

„Und doch hast Du eine Eigenschaft, die mich über die Maßen verzagt macht!"

„Ich? Dich? — Das wäre ja wirklich.... Was ist denn das für eine Eigenschaft?"

„Daß Du so schrecklich gebildet bist!"

„Wenn's weiter nichts ist!" lachte Emil. „Das läßt sich halten. Es gehört einmal zu meinem Beruf als Oberlehrer. Und ich bilde mir wahrlich nichts darauf ein!"

„Aber mich beängstigt's!"

„Du süßes Närrchen!"

„Nein, nein — ich bin einfacher Leute Kind, ich mußte schon früh in der Wirthschaft mitthun. Es ist unglaublich, wie wenig ich gelernt habe. Und nun muß gerade ich einen so furchtbar gelehrten Mann bekommen!"

„Einen Mann aber, dem Deine unverkrüppelte Naivetät und Herzenswahrheit unendlich lieber ist, als die Geistreichtuerei und das kokette Bildungsgeflunker aller „höheren Töchter" und Pensionatszöglinge...."

„Aber das hindert nicht, daß Du mich immer verbesserst, wenn ich ein Fremdwort falsch gebrauche oder mich ab und zu in den Fällen vergreife. Und das macht mich dann gleich so schüchtern, so schamroth!"

„Mein Gott, das sind eingewurzelte Schulmeistergrillen, auf die Du keinen Werth legen mußt. Wenn Du wüßtest, welchen Spaß mir Deine kleinen Fehlgriffe machen! Wie reizend Dich Deine kleinen Verlegenheiten kleiden! Wie mir Dein unschuldsvoller ängstlicher Blick in die Seele leuchtet!"

„Aber mich beschämen solche Vorfälle — beschämen mich auf's Ernsthafteste! Zumal mir alle Schüler von Dir sagen, daß Du so erbarmungslos streng bist!"

„In der Schule, das ist wahr—"

„Nun also!"

„Aber doch nicht zu Hause, doch nicht Dir gegenüber, wo ich für Alles schon im Voraus Absolution ertheile."

„Und dennoch ist es ein höchst beengendes Gefühl, sich immer sagen zu müssen: Wenn Du jetzt nicht seine Frau sondern seine Schülerin wärst, müßtest Du sofort eine Stunde nachbleiben oder bekämst mit dem Lineal drei Schläge auf die Fingerspitzen."

Und dabei zog sie die Fingerspitzen zurück, als wenn das Lineal schon darüber schwebte.

Emil lachte.

„Welche überflüssigen Besorgnisse!" sagte er. „Du bist und bleibst meine kleine, süße, angebetete Paula, und wenn Du selbst vom ABC keinen Begriff hättest!"

„Das sagst Du so, aber ich möchte es wahrhaftig nicht darauf ankommen lassen!"

„O, das könntest Du unbesorgt! — Doch nun ist es Zeit für's Gymnasium. Also adieu, mein Schätzchen, ich muß gehen, um die üblichen pädagogischen Schubkarrendienste zu erledigen. In einer Stunde bin ich aber wieder bei Dir. In einer Stunde! — Adieu, Du Süße!"....

Paula blieb allein und harrte — auf den Cousin.

„Wenn Emil nur von den Briefen nichts erfährt!" seufzte sie vor sich hin, und die Beklommenheit legte sich um ihr kleines Herz wie ein eiserner Reifen. Sie war so kleinmüthig, so verzagt!

Zum Glück brauchte sie nicht lange zu warten. Nach kurzer Zeit trat ihr Cousin Adolf Altenberg herein und brachte einen schneidigen Frosthauch mit in die Stube. Es war draußen bitter kalt. Die Wagenräder, in welchen der Theer eingefroren war, knarrten geräuschvoll über das Straßenpflaster — in die Fensterscheiben zeichnete der Winter seine krystallenen Blumen.

„Dank, Dank, daß Du gekommen bist!" rief Paula dem Eintretenden entgegen.

„Ei, Teufel, es war auch schwierig genug. Mitten in den Geschäftsstunden, und bei der grimmigen Kälte! Aber wer sollte einem solchen Alarmruf widerstehen?"

„Du bist ein guter Kerl!"

„Das ist man immer, wenn man Euch den Willen thut, natürlich. Im Uebrigen habe ich über die Dringlichkeit Deines Briefes von Herzen lachen müssen! Als wenn Ehemänner nicht schon viel schlimmere Dinge ihren Frauen hätten verzeihen müssen!"

„Du kennst Emil nicht."

„Freilich, diese Schulmänner mögen eine besondere Sorte sein. Das verstehe ich nicht."

„Die Hauptsache: Hast Du die Briefe?"

„Ja."

„Alle siebenundzwanzig?"

„Alle."

„Mir fällt eine Felsenlast vom Herzen. Gieb, gieb die Papiere her! Ich kann nicht früher ruhig werden."

„Nun, hier hast Du sie. Nummer Eins, Zwei, Drei, Vier bis Siebenundzwanzig. Weißt Du, daß ich mich ungern von ihnen trenne? In melancholischen Stunden hat ihre Lektüre mich aufgeheitert und ergötzt. Ach, Ihr Frauen! Ja, Ihr seid listig!"

„Und nun mußt Du mir noch Eins versprechen."

„Nämlich?"

„Daß Du keinem Menschen jemals unser Briefgeheimniß verräthst—keinem, ohne Ausnahme."

„Das ist selbstverständlich!"

„Ich muß Dein Ehrenwort haben."

„Kann ich Dir nicht das Ehrenwort meines Compagnons geben? Mein eigenes strapazire ich nicht gern durch zu häufigen Gebrauch."

„Keine Scherze, Vetter. Mir ist's bitterer Ernst."

„Gut. So schwöre ich denn bei den vermoderten Gebeinen meines Urgroßvaters —"

„Aber Adolf!"

„Nun denn, wenn Du's durchaus haben willst: mein Ehrenwort! Ich werde unser Briefgeheimniß bewahren! Im Uebrigen wird es mir auch eine stille Freude sein, ein Geheimniß mit Dir zu theilen. Das ist ein unsichtbares Band, das uns in Zukunft verknüpft. Ach Paula, warum hast Du mich nicht geheirathet?"

„Ungezogener!.... als wenn Du mich je hättest haben wollen."

Der lustige Cousin machte noch einige scherzhafte Erwiderungen, dann trollte er sich. Eilig raffte Paula nun ihre Schürze zusammen, warf die Briefe hin ein und kniete vor dem Ofen nieder, um sie zu verbrennen. In dem Augenblicke klingelte es. Ein schneller Griff — und die Briefe prasselten in den hellen Flammen. Paula eilte hinaus, um zu hören, ob nicht am Ende ihr Gatte gekommen war, aber es war nur ein gleichgiltiger Bote aus irgend einer Buchhandlung.

* * *

Eine Stunde später ging der Oberlehrer Emil Gericke im Zimmer auf und ab, wie ein Tiger im Käfig—mit langen Schritten, wüthenden Mienen und zerkrautem Haar. Ab und zu klingelte er, und wenn das Dienstmädchen hereintrat, so frug er immer dasselbe und immer mit demselben grimmigen Ton:

„Wo nur meine Frau bleibt?"

„Sie ist auf dem Markt."

„Aber der Markt kann doch nicht ewig dauern."

„Das ist wahr."

„Sobald meine Frau kommt, sagen Sie ihr also, daß ich sie hier erwarte."

Und dann begann wieder der wüthende Sturmlauf durch die Zimmer, bis der erregte Ehemann sich ermüdet in einen Sessel warf und einen Brief aus der Rocktasche zog. Die Adresse lautete: „An Herrn Adolf Altenberg, Berlin, Zimmerstraße 20".... und der Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Innigstgeliebter! Deine Zeilen haben mich unsäglich gefreut. Immer von Neuem lese ich mit Entzücken, wie gut Du mir bist! Wenn Du wüßtest, wie ich Deine Gefühle erwidere, wie ich Dich voller Sehnsucht erwarte! Mit Herzklopfen sehe ich dem Tag entgegen, wo ich Dich wieder in meine Arme schließen kann und bleibe mit tausend Küssen Deine Paula. — Nachschrift: Die Cigarrentasche, die ich für Dich sticke, ist beinahe fertig!"

Immer wieder las und las Emil diese Zeilen. War es denn nur menschenmöglich! Vierzehn Tage vor der Hochzeit mit ihm hatte Paula diesen Brief an ihren Cousin gerichtet und heute erst, heute erst hatte er ihn gefunden: Vor einer halben Stunde an der Ofenthür, wo ihn Paula hatte fallen lassen.

„Freilich," monologisirte Emil. „Es giebt Eheleute genug, die sich über dergleichen hinwegsetzen. Die retrospektive Eifersucht wird ja oft bespöttelt. Aber noch vierzehn Tage vor der Hochzeit mit mir diese glühenden Worte an einen Cousin! Und keine Silbe von dieser Neigung sagen, und immer dabei eine arglose Miene! Falschheit, Dein Name ist Weib!"

Und wieder begann der athemlose Sturmlauf und wieder wurde das Dienstmädchen hereincitirt, und wieder entspann sich das frühere Zwiegespräch:

„Wo nur meine Frau bleibt?"

„Sie ist auf dem Markt."

„Aber der Markt kann doch nicht ewig dauern."

„Das ist wahr."

„Sobald meine Frau —"

Bis hierher war Emil gekommen, als es draußen klingelte.

„Das wird sie sein. Schnell aufgemacht!"

„Es ist Herr Altenberg," meldete das Mädchen, und der Angemeldete trat auch sofort ins Zimmer.

„Welche Dreistigkeit," dachte Emil, während Altenberg mit der unbefangensten Miene sagte:

„Guten Tag, lieber Doktor. Eine angenehme Nachricht: Ein Geschäftsfreund war soeben bei mir und fragte mich, ob ich keinen französischen Lehrer für seinen Jungen wüßte. Natürlich nannte ich Sie. Was sagen Sie dazu?"

„Ich sage dazu," rief Emil voller Erregung, „daß jeder Verkehr zwischen uns aufhören muß."

„Aufhören? — Ja, aber warum denn das?"

„Kennen Sie diesen Brief?"

Altenberg sah den Brief an. „Das hat ja Cousine Paula recht geschickt gemacht," murmelte er vor sich hin.

„Kennen Sie diesen Brief?" frug Emil zum zweiten Male mit erhöhter Stimme.

„Nun ja, ich kenne ihn."

„Also doch. Und was haben Sie zu meiner Beschwichtigung anzuführen?"

„Aber Doktor, Sie werden doch eine solche Bagatelle nicht ernst nehmen?"

„Nun, das ist stark. Sie scheinen viel französische Sittenkomödie zu besuchen. Aber ich habe kein Talent zu einem Ehemann nach den Herzen der Herren Dumas und Feuillet."

„Herr des Himmels," rief Altenberg nun, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Sie sind wohl am Ende gar eifersüchtig auf mich? Eifersüchtig, weil Paula diesen Brief an mich geschickt hat?"

„Und das fragt der Mensch noch!"

„Das ist klassisch, das ist unbezahlbar! Nehmen Sie es mir nicht übel, Doktor, aber die Sache ist doch gar zu komisch."

„Ja, was heißt das?"

„Daß Sie zur Eifersucht nicht den mindesten Grund haben, nicht den allermindesten."

„Und wie erklären Sie dann diesen Brief?"

„Den erkläre ich — gar nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil ich Cousinchen Paula das Ehrenwort gegeben habe, das Geheimniß dieses Briefes nicht zu lüften."

„Also ein förmliches Complott! Aber einige Fragen werden Sie mir noch beantworten."

„Bitte."

„Hat Ihnen Paula in den letzten Wochen vor ihrer Verheirathung öfters Briefe geschickt?"

„Ja."

„Wie oft?"

„Täglich."

„Und wieviel?"

„Siebenundzwanzig."

„Was—täglich siebenundzwanzig?"

„Unsinn! Im Ganzen siebenundzwanzig."

„Und diese Briefe enthielten glühende Liebesbetheuerungen?"

„Enthielten glühende Liebesbetheuerungen.

„Und dennoch soll ich zur Eifersucht keinen Grund haben?"

„Dennoch!"

„Das glaube Ihnen, wer keinen Verstand hat!.... Doch halt! Da klingelts ja wieder. Hoffentlich ist es endlich Paula."

„Paula war es.

„Endlich," athmete Emil auf. „Allerdings—der Markt konnte doch nicht ewig dauern!"

Als Paula in die Stube trat, bemerkte sie nicht ohne ein Gefühl unbehaglicher Ueberraschung ihren Cousin, der mit verschränkten Armen, ein kaustisches Lächeln auf den Lippen, am Fenster stand und sich an der voraussichtlichen Scene schon jetzt zu weiden schien. Paula ging sogleich auf ihren Gatten zu, schrak aber gleich zurück, als sie in sein zornrothes Gesicht sah, und sagte:

„Aber Du siehst ja so aufgeregt aus."

„Habe auch allen Grund!"

„Aber was ist denn passirt?"

„Hier, sieh diesen Brief! — Ich habe ihn gelesen. Gelesen, hörst Du."

„Herrgott!" rief Paula mit naivem Erschrecken. „Den muß ich am Ofen haben fallen lassen."

„Wo Du die andern verbrannt hast—sehr schlau!"

„Emil, verzeih' mir!" sagte Paula und schlang die Arme bittend um seinen Hals.

„Verzeihen?" rief er, indem er sich ihr entzog. „Verzeihen, nachdem Du mir das Geheimniß so lange verborgen, so lange eine arglose Miene erheuchelt hast!"

„Es geschah ja nur aus Furcht vor Dir!"

„Und die Furcht vor mir war begründet, denn Du hast mich in's Herz getroffen."

„Aber Emil," rief Paula, während ihre Blicke hilflos zu ihrem Cousin hinüberflehten.

„Laß mich! Es ist aus mit uns!"

„Aber so fürchterlich ernst kannst Du doch die Sache nicht nehmen, — Emil, Emil!"

Altenberg trat jetzt dazwischen.

„Lassen wir es nun genug sein des grausamen Spiels," begann er. „Denke Dir, Paula, er ist eifersüchtig."

„Eifersüchtig?" fragte Paula, während ein steinernes Erstaunen ihre Züge gefangen hielt. „Eifersüchtig?" Sie fragte das in so verwundertem Tone, als gehörte das Wort etwa der chinesischen Sprache an.

„Ja, eifersüchtig," wiederholte Altenberg, „und zwar auf mich, und warum? Weil dieser Brief" — er nahm ihn Emil aus der Hand — „an mich adressirt ist"....

„Dann hättest Du doch aber Emil sofort aufklären sollen!" rief Paula nach einer Pause der Ueberraschung.

„Konnte ich's denn?" erwiederte Altenberg, „denke an das Ehrenwort."

„Also, was ist's mit dem Briefe? Kurz und bündig!" frug Emil. „Das Couvert beweist, daß er für Sie bestimmt war."

„Bestimmt für mich, das ist wahr, aber gerichtet an einen ganz Anderen."

„Und an wen?"

„An einen Mann, der solche Briefe durchaus nicht verdient. An einen Mann, der nach vierzehntägiger Ehe sich bereits auf einen Othello hinaus spielte. An einen Mann —"

„Kurz, an Dich!" unterbrach Paula und faßte zärtlich Emil's Hand. „Du mußt den Brief doch kennen!"

„Ja, aber aus welchem Grunde wurde er denn an Sie geschickt?" frug Emil weiter.

Paula schlug die Augen nieder.

„Aus einem sehr einfachen Grunde," sagte Altenberg. „Paula, darf ich's verrathen?"

„Nun, thu's nur," erwiderte sie recht kleinlaut.

„Ich mußte Paula's Briefe an ihren Bräutigam stets — in's Orthographische übersetzen, damit der grammatische Forscherblick des gestrengen Herrn Pädagogen keine Unebenheiten darin findet. Und dann schickte ich Paula die correkten Abschriften wieder zu und die reizend unorthographischen Originale behielt ich— bis heute Morgen. Und das ist denn des Räthsels simple Lösung! Aus diesem Grunde erhielt ich während Ihrer Bräutigamsepoche Briefe voll glühender Liebesbetheuerungen, und wie oft? — täglich — und wieviel? — siebenundzwanzig.... wovon sechsundzwanzig des unverdienten Feuertodes gestorben sind, während der siebenundzwanzigste in das Familienarchiv des Herrn Oberlehrers wandern möge, als Grabdenkmal seiner ersten Eifersucht."

„Und ich habe mich wegen meiner Schreibfehler vor Dir so geschämt!" fügte Paula hinzu, indem sie sich an Emil's Seite schmiegte....

Es dauerte eine lange Zeit, ehe sich Emil von der Ueberraschung erholte. Sein erstes Lebenszeichen war ein Dutzend grober Verbalinjurien, die er sich selbst an den Kopf warf.

„Ich Tölpel! Ich Dummkopf! Ich Sausewind!" So ging's eine ganze Weile. Und an Altenberg sich wendend, frug er immer wieder: „Ist Ihnen jemals ein so bitziger, bremsgestochener Thor begegnet?"

Worauf Altenberg trocken erwiederte: „Selten."

„Ja, das glaub' ich wohl!" bestätigte Emil in demüthigender Selbsterniedrigung.

„Und nun möchte ich nur Eins noch wissen," fuhr Adolf fort....

„Nun?"

„Wie es möglich gewesen ist, Herr Oberlehrer, daß Ihnen in dem eigentlichen corpus delicti, dem siebenundzwanzigsten Brief, die zahllosen orthographischen Fehler nicht aufgefallen sind! Die Briefe Paula's waren doch sonst immer fehlerfrei...."

„Du Boshafter!" unterbrach Paula ihn.

„Ja, sehen Sie," antwortete Emil. „Die Leidenschaft stieg mir gleich beim ersten Wort: „Innigstgeliebter!" so zu Kopf, daß ich in dem Augenblick selbst nicht gewußt hätte, wie Liebe geschrieben wird."

„Ein Schulmeister, der die Orthographie vergißt!" lachte Adolph. „Und da behaupte man noch, daß Eifersucht nicht blind macht!"

Und als sich der Cousin endlich lachend entfernt hatte, schlich Emil kleinmüthig zu Paula und fragte:

„Kannst Du verzeihen, daß ich einen so häßlichen, schwarzen Verdacht gehabt habe?"

„Ich bin ja froh," erwiderte Paula, „daß mir das Geheimniß endlich von der Seele genommen ist!"

„Und nun — nicht wahr? — leben wir wieder in ewiger Eintracht zusammen?"

„Du guter Mann!"

„Du süßes Weibchen!"

— Es ist Zeit genug, über seinen eigenen Witz zu lachen, wenn die Andern damit fertig sind.

— Etikette bei den Eskimos. Eine eigenthümliche Höflichkeitsformel finden wir bei den Eskimos, die ihnen ebenso gute Dienste zu leisten scheint, wie etwa unserer fashionablen Welt die Zauberformel „nicht zu Hause", die sie jedem Fremden entgegenhält, mit dem sie nichts zu thun haben will, und der auch höchst erstaunt darüber ist, Herrn X. oder Madame Y. gar nie „zu Hause" zu treffen. Wenn man an einen Eskimo mit der Zumuthung herantritt, daß er eine große Reise unternehmen oder eine bedeutende Arbeit verrichten soll, die er nicht liebt, so entschuldigt er sich nicht etwa mit der Formel „nicht zu Hause", sagt auch nicht, daß er nicht geneigt sei, die Reise oder die gewünschte Besorgung zu unternehmen, oder daß ihm die dafür gebotene Entschädigung nicht genüge, sondern erklärt einfach, „er habe keine Stiefel". Dies ist nicht etwa als zarter Wink aufzufassen, daß ein paar Stiefel als acceptables Geschenk betrachtet werden würden, sondern ist nichts als ein höflicher Refus, welcher nach Begriffen der dortigen Etikette für ebenso voll angenommen werden muß, wie unser, „nicht zu Hause".

Frauendienst im Kloster.

Von Sacher Masoch.

Selten hat wohl ein Mann so viel von den Frauen auszustehen gehabt, als der Graf Bernard von Fontevrauld. Er lebte allerdings in einer Zeit, in welcher die ritterlichen Männer bestimmt waren, das Weib unter allen Umständen zu vergöttern, und die Damen sich in Folge dessen gegenseitig an Launen und Hochmuth überboten, wo eine ausgelassene Schöne der Provence ihren verliebten Troubadour, in ein Wolfsfell eingenäht, gleich einem Wilde jagte, und eine deutsche Burgfrau den galanten Ulrich von Liechtenstein zum Trost für ihre Sprödigkeit aus ihrem Waschbecken trinken ließ; aber so arg wie dem Grafen Bernard wurde noch keinem mitgespielt, denn ihn verfolgte Gott Amor sein halbes Leben hindurch mit ausgesuchter Bosheit.

Das Ideal, für welches er als Page glühte, vergalt seine knabenhafte Anbetung mit der Ruthe. Die erste Dame, der er als Ritter seine Dienste weihte, hielt ihn lange Zeit zum Besten, und als sie ihn endlich einmal Nachts zu ihrem Fenster hinaufzog, war es nur, um ihn bis zum Morgen zwischen Himmel und Erde hängen zu lassen und dem Gespötte ihrer Frauen und Dienstleute preiszugeben. Die Gräfin Bentadour zog ihm nach kurzer Wonnezeit den hübschen Edelknecht vor, der ihr regelmäßig seine Briefe überbrachte, und als der betrogene Liebhaber seinen Nebenbuhler tödten wollte, gab sie ihm unter der Damastrobe ein Asyl, welches damals mindestens ebenso heilig war, als die geweihte Zufluchtsstätte, vor welcher Schergen und Henker zurückweichen mußten.

Eine andere schöne Frau zeigte sich erfinderisch, seine Liebe auf die härtesten Proben zu stellen; er erfüllte willig Alles, was sie von ihm begehrte, stets von der holden Hoffnung erfüllt, endlich von ihr in Gnaden aufgenommen zu werden. Als sie aber eines Tages das Verlangen stellte, er möge, um ihre Sünden abzubüßen, barfuß nach Compostella wallfahrten, empfahl er sich auf das artigste und verschwand.

Als der edle Graf sich aber, all' der Bitternisse, welche ihm die vornehmen Frauen und ihre Gunst bereitet hatten, überdrüssig, von denselben abwandte, mußte er leider die Erfahrung machen, daß er bei muthwilligen Bürgersfrauen und tückischen Bäuerinnen auch nicht auf Rosen gebettet war.

In seiner Erbitterung faßte er den Entschluß, sich zu vermählen, und führte wirklich nicht lange danach die schöne und kluge Tochter des Herrn v. Croizheim, mit der ihm eine reiche Mitgift von Ländereien zu Theil wurde. Jetzt begann erst seine eigentliche Leidensgeschichte, Gräfin Isabeau v. Fontevrauld war eine echte Tochter ihrer Zeit und zeigte gleich nach der Hochzeit die herrlichsten Anlagen, um alle ihre vornehmen Schwestern in Bezug auf Uebermuth, Launen, Tyrannei und galante Abenteuer in Schatten zu stellen. Der arme Graf beging die in jenen Tagen unverzeihliche Thorheit, sich in seine Frau leidenschaftlich zu verlieben, und die noch größere, auf die Gunstbezeugungen, welche Isabeau anderen Männern erwies, eifersüchtig zu sein. So lange er sie in ihren Amusements nicht hinderte, dienten seine Leiden, seine Eifersucht nur noch dazu, ihr das Vergnügen an ihren standesgemäßen Abenteuern zu erhöhen; als er ihr aber unbequem wurde, machte sie kurzen Prozeß und verklagte ihn bei dem Liebeshof. Die edlen Richterinnen verurtheilten den unartigen Ehemann und Isabeau selbst vollzog im Auftrage des Liebeshofes die über ihn verhängte Strafe, indem sie ihn einen Monat hindurch in einen großen Käfig sperrte und, um eine mildere Denkungsart bei ihm zu wecken, ausschließlich mit Obst und Honig fütterte. Seither gab es zwischen dem Grafen und seiner schönen bösen Frau unaufhörliche Kämpfe und der Arme trug in seiner Ehe mehr Wunden davon, als in allen Schlachten, Gefechten und Turnieren, bei denen er mitgefochten. Sie stritten so lange, bis ihn Isabeau eines schönen Tages einfach aus dem Schlosse jagte. Sie freute sich schon darauf, mit ihrem Manne allen Ernstes Krieg zu führen. Die Sache war neu und versprach mannigfache Abwechslung; aber vergebens probirte sie vor dem großen venetianischen Spiegel das silberne Panzerhemd, das sie sich hatte anferligen lassen, und ebenso unnöthig bereitete sie Schloß und Stadt für eine Belagerung vor. Der Graf dachte nicht daran, sie zu befehden. Er war in den tiefen Wald gegangen und hatte sich in der Wildniß als Einsiedler niedergelassen. Hier fühlte er sich zum ersten Male in seinem Leben wahrhaft glücklich und meditirte Tag und Nacht, Sommer und Winter über das menschliche Elend und die Art und Weise, auf welche die ganze Menschheit des Glückes und des Friedens, welche er genoß, theilhaftig werden könnte. Er kam endlich zu dem Schlusse, daß alles Böse von dem Weibe ausgehe, und der Teufel sich des Weibes dazu bediente, den Mann zu versuchen und zu verderben oder aber durch die verschiedenartigsten Qualen und Prüfungen zu läutern und gegen seinen Willen der ewigen Freude und Seligkeit zuzuführen.

Der Ruf seiner Frömmigkeit, wie seiner seltsamen Lebensweise verbreitete sich mehr und mehr, und endlich fanden sich nicht weniger als fünf Bischöfe und Aebte, die ohne sein Wissen bei seiner Frau zu seinen Gunsten vermittelten. Es kam in der That ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen die Schlösser und Städte und Ländereien zwischen den Gatten getheilt wurden. Diese machten jedoch einen sehr verschiedenen Gebrauch davon. Die schöne Gräfin Isabeau stiftete einen Liebeshof, dessen vielbegehrter und vielbesungener Mittelpunkt sie wurde, während Graf Bernard den Entschluß faßte, in Fontevrauld ein Kloster zu gründen. Er grübelte lange Zeit nach, um etwas Neues, eine noch nicht dagewesene strenge Regel zu finden und endlich konnte er sich eines Abends mit einem glücklichen Lächeln auf seinem Lager von Moos und Kräutern ausstrecken, das schwierige Problem war gelöst, das große Werk war gelungen.

Graf Bernard stiftete den Orden der Damen von Fontevrauld. Es war dies ein Orden, der aus männlichen und weiblichen Mitgliedern, aus Mönchen und Nonnen bestand, die aber nicht, wie bei anderen frommen Genossenschaften, getrennt, sondern in demselben Kloster vereint wohnten und ihren frommen Pflichten nachgingen. Die Nonnen waren durchaus vornehme Damen, während ein Jeder, ohne Unterschied des Standes, Mönch werden konnte. Die Mönche mußten außer den gewöhnlichen Gelübden auch jenes ablegen, den Damen zu dienen und zu gehorchen.

Der erste Eindruck, den die seltsame Schöpfung des edlen Grafen machte, war der einer Einbürgerung der ritterlichen Anschauungen innerhalb der Clausur, und der Frauendienst im Kloster übte nicht geringeren Reiz als außerhalb desselben. Nicht nur edle Damen, auch Herren aus den besten Geschlechtern strömten zu, so daß die Räume in Fontevrauld bald zu eng wurden. Graf Bernard lächelte dazu, er zog es vor, in der Wildniß zwischen seinen Bäumen,